



Karl-Markus Gauß

Fritz Kohles

Der Alltag als Bühne

Von den achtziger Jahren bis zu seinem frühen Tod, auf den er nicht geradewegs hingearbeitet, mit dem er aber missbilligend als Folge seiner Lebensweise gerechnet hat, war Fritz Kohles einer der populärsten Persönlichkeiten von Salzburg. Anders als die meisten seiner Schulfreunde hat er 1972 gleich nach der Matura seinen Präsenzdienst abgeleistet, und zwar die meiste Zeit in einer Schreibstube, in der er von seinem vorgesetzten Offizier gründlich in der Technik des Kampftrinkens ausgebildet wurde. Danach gab er ein kurzes Gastspiel an der Pädagogischen Akademie, das er bald abbrach, um bei der Post anzuheuern und am Postamt Taxham seine erste kleine Bühne zu finden.

Schon im Gymnasium wusste er die Mitschüler blendend zu unterhalten, indem er für jede Situation eine in originalbayrischem Tonfall vorgetragene Lebensweisheit von Karl Valentin parat hatte oder zur Gitarre Lieder des von ihm verehrten Georg Kreisler zum Besten gab. Dennoch war er damals, im musischen Zweig des zweiten Bundesgymnasiums an der Lehener Brücke, ein zwar allseits beliebter, aber eher unauffälliger Schüler, der den Klassenkameraden hilfsbereit und den Professoren allenfalls mit milder Ironie begegnete. Ich weiß das, denn ich bin acht Jahre mit ihm in derselben Klasse gesessen. Außer mit seinen profunden Kenntnissen in Geographie machte er nur mit seinen rezitatorischen Fähigkeiten auf sich aufmerksam, die er mit den Mitschülern Vincy Müller und Georg Schuchter teilte, sodass die Lektüre von Nestroys Stücken – ja, damals wurden im Deutschunterricht noch ganze Theaterstücke mit verteilten Rollen gelesen – äußerst unterhaltsam geriet. Das genossen wir anderen, die wir über diese Gabe nicht verfügten, aber auch der kauzige Deutschlehrer

Josef Guth musste sich, wenn Fritz an der Reihe war, oft das kleine gelbe Reclamheft vor den Mund halten, um beim herzhaften Lachen nicht seine Reihe schadhafter Zähne zu zeigen.

Die schulischen Etüden waren für Fritz das Vorspiel auf sein erstes reguläres Engagement, das er im Posttheater von Taxham antrat. Hinter dem Schalter sitzend, hat er die Kunden, die Briefe und Pakete aufgaben, Erlagscheine einzahlten oder Geld abhoben, so zuverlässig mit seinem Wortwitz und seiner Schlagfertigkeit beeindruckt, dass viele Leute sich darauf freuten, wieder etwas auf der Post erledigen zu müssen. Georg Schuchter besuchte in dieser Zeit die Schauspielschule des Mozarteums, Fritz hat sich diese professionelle Ausbildung niemals zugemutet, vielleicht auch nicht zugetraut. Natürlich hatte er die Begabung zum Schauspieler, jeder sah und hörte das, kaum dass er Szenen aus dem Gedächtnis zu spielen oder aus der Eingebung des Moments zu erfinden begann; und später hat er auf vielen Bühnen ja auch in zahlreichen Rollen und mit allerlei Programmen brilliert: Aber er tat es immer mit dem Können des eigensinnigen Autodidakten, der sich das Spielen und Sprechen von großen Vorbildern abgeschaut und abgehört hatte, und mit der Lust des Amateurs, der, wenn es ihm nicht passte, auch pausieren, abtreten, ganz was anderes ausprobieren konnte.

Ich hatte mit Fritz manchen Streit, weil ich, der ich mit ihm fast 42 Jahre befreundet, zerstritten, befreundet war, meinen Freund in Wahrheit lange nicht verstanden habe. Ich wünschte mir immer, dass er aus seinem Talent, nein, aus seinen vielen Talenten mehr machte, dass er sich konzentrierter seiner Sache widmete, zum Beispiel der Rezitationskunst oder dem Schauspielen, und seine Kräfte nicht so freigiebig bei jeder Gelegenheit und auch aus manch fragwürdigem Anlass vergeudete. Das war engstirnig gedacht von mir: Als müsste, wer zum Schauspieler berufen ist, es aufs Burgtheater abgesehen haben! Als hätte, wer literarische Texte so glänzend zu rezitieren vermochte wie er, die Pflicht, daraus auch seinen Beruf zu machen! Zu den vielen Begabungen von Fritz zählte auch die, diese nicht berechnend zu nutzen, sondern freigiebig zu verschwenden.

Fritz war ein großer Schauspieler, nur dass seine Bühne eben der Alltag war, das Postamt, die Straße, das Wirtshaus. Auf dieser Bühne hat er, uns zum Vergnügen

und manchmal auch zum Erschrecken, nie zu spielen aufgehört, tagaus, tagein, jahrzehntelang. Und was er uns vorspielte, das waren immer wir selbst. Fritz hatte uns alle in seinem Repertoire, Honoratioren und Sandler, unglückliche Frauen und eifersüchtige Männer, kauzige Alte, die aus einer anderen Zeit überkommen waren, unaufhaltsame Erfolgsstreber, die schon den nächsten Schritt ihrer Karriere planten, schöne Seelen, eitle Gesellen, entgleisende Trinker und ordnungsliebende Zwangscharaktere: den ganzen Menschenzoo. Einen jeden hat er an seiner Sprache erkannt und in ihr zu fassen bekommen. Der Sprache war Fritz verfallen, er besaß ein untrügliches Gehör für die falschen Töne von Täuschung und Selbstbetrug, für regionale und soziale Nuancen des Dialekts. Er konnte sprachliche Unterschiede dort ausmachen, wo sie anderen gar nicht aufgefallen waren, und sie im Gespräch so ausgestalten, dass man sie auf einmal selber wahrzunehmen begann.

Vermutlich sind die kleinen dialektalen Abweichungen von Dorf zu Dorf inzwischen verschwunden, zum Verschwinden gebracht durch die von den Medien, zumal vom deutschen Fernsehen betriebene sprachliche Gleichschaltung. Vor drei Jahrzehnten aber hat mir Fritz in einem witzigen wie lehrreichen Grundkurs sätze- und wortweise vorgeführt, was das Großmainerische vom Wals-Siezenheimerischen unterscheidet. In Großmain, einem geteilten Ort an der bayrischen Grenze, war er aufgewachsen, als Sohn der in jungen Jahren strengen, später immer nachsichtiger und endlich anarchisch unangepasst gewordenen Schuldirektorin Friederike und des aus Franken zugewanderten, erheblich älteren Karl Kohles, der im Zweiten Weltkrieg als Fluglehrer gearbeitet hatte und nachher, ein stiller, unverdrossen freundlicher Mensch, kein Wort über politische Dinge in seinem Haus mehr zuließ. Großmain ist 1954, als Fritz dort geboren wurde und noch vor der Volksschule auf den Nachbarbuben Manfred Knobloch traf, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, ein Bauerndorf gewesen, das wegen seiner günstigen Lage und schönen Umgebung früh von wohlhabenden Deutschen und Wienern als Alters- oder Feriensitz entdeckt wurde und so in die festgefügte bäuerliche Ordnung einen fast schon großbürgerlichen Einschluss erhielt. Wals-Siezenheim war ebenfalls ein Bauerndorf, das aber durch den methodisch geförderten Zuzug von Stadtsalzburgern, die sich dort Häuser bauen konnten, die ihnen im Stadtgebiet zu teuer gekommen wären, bis zur Unkenntlichkeit eines Unorts zersiedelt wurde. Fritz hat vor

diesem historischen und sozialen Hintergrund zwei in Nuancen verschiedene Sprachwelten Klang werden lassen – und mit mir waren all die anderen Zuhörer fasziniert, die in dieser einen, einer von zahllosen Sternstunden, die man mit Fritz erleben konnte, zugegen waren.

Seine Fähigkeit, die Sprechweisen der Menschen sozial und regional zu unterscheiden und im nachahmenden Vortrag kenntlich zu machen, war frappant. Er konnte sich mit Sachsen auf Sächsisch unterhalten, ohne dass sie auf die Idee gekommen wären, es nicht mit einem Mann zu tun zu haben, der wie sie in der DDR aufgewachsen war; auch sein Fränkisch, Allemannisch, Bayrisch war tadellos, und all die österreichischen Landesdialekte beherrschte er ohnedies. Salzburger wissen es: Wenn man aus der Stadt ein paar Kilometer nordwärts fährt, kommt man in Freilassing nicht nur in einem anderen Staat, sondern auch in einer anderen Sprachwelt an. Die Salzburger mögen in Freilassing einkaufen, die Freilassinger seit Generationen in Salzburg arbeiten, aber sie sprechen ein verschieden gefärbtes Deutsch. Fritz hat diesem Phänomen so lange nachgehört, nachgelauscht, bis er mich in einer spontanen linguistischen Kabarettvorstellung hören lassen konnte, dass die verschiedenen Tönungen des Deutschen sich sogar bei den erst vor kurzem zugezogenen Gastarbeitern fanden. Die serbischen Gastarbeiter aus Freilassing radebrechten in einem anderen Deutsch als ihre Landsleute in Salzburg, und wie Fritz die einen wie die anderen aus dem Stegreif sprechen ließ, das war auflachend komisch und aufschlussreich zugleich.

Bedenkt man, dass seine Lebensbühne der Alltag war, hat Fritz Kohles über die Jahre doch an erstaunlich vielen künstlerischen Projekten initiativ mitgewirkt. Aus der großen Anzahl seien geradezu beliebig nur ein paar erwähnt, an die ich mich besonders gut erinnere, im Wissen, dass es noch viele andere, nicht weniger wichtige gegeben hat. Zu Anfang der achtziger Jahre hat Fritz einige Abende mit Richard Pertlwieser gestaltet, einem bewährten Rezitator und später legendären Professor des Musischen Gymnasiums. Ein Programm der beiden hieß „Aus großer Zeit“, womit die Kriegsjahre von 1914 bis 1918 gemeint waren, als nicht nur Millionen Soldaten in das große Völkerschlachten geschickt wurden, sondern auch Heerscharen von deutschen und österreichischen Literaten antraten, den massenhaften Tod in Versen aus Eisen und Nieder-

tracht zu bejubeln. Fritz und Pertlwieser haben viele solcher schrecklichen Poeme in einer Art Revue dargeboten, die einen das Schaudern lehrte über die Bereitwilligkeit, mit der damals so viele vormals feinsinnige Dichter Propaganda für das große Morden machten.

Allein auf der Bühne stand Fritz in „Josef Lang, k.u.k. Scharfrichter“, einem Monodrama, das 1971 von Gerhard Dorfer und Anton Zettel veröffentlicht wurde. Das auf Dokumenten und Selbstzeugnissen des Scharfrichters basierende Stück bietet den inneren Monolog des letzten Henkers der Donaumonarchie, der, ein gemütlicher, für seine Leutseligkeit geschätzter Wirt aus Wien, im Auftrag des Staates zwischen 1900 und 1918 den Würgegalgen bediente. Zu den von ihm Hingerichteten zählten nicht nur verurteilte Mörder, sondern auch Freiheitskämpfer wie der Triestiner Cesare Battisti, der als k.u.k. Untertan für die Vereinigung Italiens kämpfte und 1916 von Staats wegen ermordet wurde. Das Foto, das den feisten Josef Lang zeigt, wie er sich hinter dem gerade am Galgen getöteten Battisti feixend dem Publikum präsentiert, ging um die Welt, ein Schreckensbild, das die Hinrichtung als Volksbelustigung, den Henker als gut gelaunten Spießier zeigt. Fritz, der damals bereits erheblich an Gewicht zugelegt hatte und in seiner Barttracht ohnedies an die kaiserliche Welt Franz Josephs anzuspielen pflegte, gab sich schon von der äußeren Erscheinung dem Scharfrichter erschreckend ähnlich. Er spielte ihn mit abgründigem Witz und ließ die Tiraden des gemütvollen Schlächters mit seiner raumfüllenden, resonanzreich tiefen Stimme immer wieder ins Beklemmende abstürzen. Mit diesem Stück tingelte er über die Kleinkunsthörsäle etlicher Städte, einmal trat er auch zu einem Heimspiel im Großmainer Gasthof Vötterl an, und im Publikum saß der berühmte, in der Pension nach Großmain übersiedelte Burgschauspieler Josef „Pepi“ Meinrad, der es nachher nicht an lobenden Worten für seinen unbekanntenen Kollegen fehlen ließ.

Zwei ihm wie auf den Leib geschnittene Glanzrollen fand Fritz in dem köstlichen Hörspiel „Cordoba. Um 13 Uhr 45“, das der deutsche Autor Ror Wolf dem legendären Fußballspiel zwischen Deutschland und Österreich bei der Weltmeisterschaft in Argentinien gewidmet hat; genauer, nicht dem Spiel, sondern den Radioübertragungen im österreichischen und im norddeutschen Rundfunk, wobei Wolf die Berichte der beiden Reporter Edi Finger und Armin Hauffe in

einer Collage gegeneinanderstellte und ineinanderfügte, sodass ein und dieselbe Szene des Spiels einmal von Edi Finger, dann von Armin Hauffe für das Radiopublikum vergegenwärtigt wurde. Fritz Kohles hat die Dramaturgie des Hörspiels verändert, indem er die Rollen beider Reporter übernahm und deren Originalberichte zur Gänze selber sprach, die Stimmlage von einem Moment zum anderen verändernd. Der gewagte Kunstgriff verlieh dem Stück eine zusätzliche Dimension; die Zuhörer in verschiedenen Kellertheatern des deutschen Sprachraums kamen aus dem Lachen kaum heraus und auch Ror Wolf selbst hat der eigenmächtigen Adaption schließlich seinen Segen gegeben.

Fritz hat wohl auf allen Theatern der Stadt kleinere Rollen übernommen, ein Gaststar wie von einem anderen Stern, und er hat sich für seine Leseabende auch gerne mit Musikern zusammengetan, etwa mit dem Kontrabassisten Christoph Lindenbauer oder dem Alphornspieler Fritz Moßhammer. Eine spezielle Sache waren die „Winner Lieder“, auf Platte und CD festgehalten, für die Fritz, mit Anklängen an das Wienerlied, die Romamusik, den Blues, die Musik zu Gedichten komponierte, die ein gewisser „Anhofer“, mit bürgerlichem Namen Andreas Hofer und in einem Pflegeberuf tätig, verfasste. Die Gedichte sind auf eine fast naive Weise herrlich sentimental, erzählen von überständigen Trinkern, die irgendwann doch durch die einsamen Straßen der Vorstadt nach Hause ziehen müssen, von verlassenen Männern, die in Kaschemmen ihren Kummer im Alkohol ersäufen, von Verlierern, die sich ihrem frühen Tod entgegen trinken. Unverständlich, dass diese Platte, auf der Fritz als Sänger sein ganzes Stimmvolumen bis hinunter zum dröhnenden Bass ausspielte, nahezu unbeachtet geblieben ist, haben sich doch ausgezeichnete Musiker daran beteiligt, und die Aufnahmeleitung hatte immerhin jener Wolfgang Spanberger inne, der später etliche Hits von Hubert von Goisern produzierte.

Aber wie so vieles in seinem Leben war auch diese Platte mit ihren gleichsam rauchigen und rauschigen Liedern, die das Scheitern verklären und den Scheiternden die Reverenz erweisen, für den Tag und die eigene Freude an diesem gedacht. Vieles, was Fritz in verschiedenen künstlerischen Genres darbot, war auf diese Einmaligkeit angelegt, Stücke wurden ein einziges Mal an einem ganz besonderen Ort aufgeführt, für eine Anzahl besonderer Menschen, die sich eingefunden hatten – und dann leichthin dem stetig wachsenden Archiv der

vergessenen Dinge übergeben. Das gilt auch für ein Monodrama, zu dem sich vier außerordentliche Leute aus Salzburg zusammenfanden. Den Text „Ist der Kampf gegen den Alkohol berechtigt?“ hat der Schriftsteller C. W. Aigner eigens für Fritz verfasst; die elektronische Live-Musik bei der Uraufführung steuerte der genialische, Fritz nicht nur mit seiner körperlichen Fülligkeit verwandte Dieter Feichtner bei. Die Aufführung ist einzig in einer unprofessionell gefertigten Aufnahme von schlechter Tonqualität erhalten. Ein Professor räsoniert da in einem skurrilen Vortrag voll komischer Gelehrsamkeit und mit philosophischem Tief- und Unsinn vor einem hörbar amüsierten Publikum über den Alkohol und schlägt dabei den Bogen vom Urknall vor Milliarden Jahren bis zum Vollrausch von heute. Das Cover der ausschließlich privat verbreiteten CD hat der Zeichner Peter „Pezi“ Winkler gestaltet. Dieter Feichtner starb bald nach diesem gemeinsamen Auftritt, und auch Pezi Winkler hat nicht mehr lange gelebt: In Salzburg einst eine bekannte Szenegröße, haben ihn die schweren Kopfverletzungen, die er bei einem Unfall erlitt, nach und nach zum Rückzug aus der Öffentlichkeit genötigt, bis er an ihren Spätfolgen vereinsamt starb. So lustig war die Bohème jener Jahre wieder nicht, der Tod hat sich viele ihrer Salzburger Protagonisten und gleich drei von vier Beteiligten dieses denkwürdigen Theaterprojekts vor der Zeit geholt.

Im Alkohol, über den er in der Rolle eines überspannten Professors auf dem Theater schwadronierte, hat Fritz wohl drei Jahrzehnte lang einen gefährlichen Freund gehabt, der ihm schließlich die Freundschaft aufkündigte und ihn herzlos ums Leben brachte. Es wäre falsch zu behaupten, dass Fritz sich vorsätzlich zu Tode gesoffen habe. Tapfer hat er jedes neue Jahr wieder mit einigen Wochen völliger Abstinenz begonnen, er saß dann in seinem Lokal meist vor einem Glas mit Buttermilch, von der er mit sichtlichem Widerwillen große Mengen in sich hineinleerte. Wenn er diese Kur, die keine Heilung, nur befristete Erholung brachte, beendet hatte, ging es wieder weiter wie vorher. Fritz hat vom Vormittag an getrunken, langsam, geradezu bedächtig, aber unaufhörlich, und so kam alle Tage ein enormes Quantum zusammen. Er hat das nicht verleugnet oder kleingeredet, sondern war ein bekennender Alkoholiker, der um die Gefährlichkeit seines Lebenswandels wusste, von ihm aber dennoch nicht lassen wollte.

Schon als er im Hauptpostamt am Bahnhof arbeitete, als Leiter der Briefzustellung und als Betriebsrat, hat er tagsüber seine Berufung hauptsächlich darin gesehen, die Mitarbeiter und die Kunden, die ein Anliegen oder eine Beschwerde vorbringen wollten, mit Ironie und Sarkasmus zu unterhalten. Die Abende verbrachte er in den Wirtshäusern der Stadt und des Umlands, in denen er jeweils ein eigenes Publikum um sich scharte, das ihn beim langsamen Besäufnis bestaunte und seinen Witz, seine Originalität, seine unerschöpfliche Fähigkeit bewunderte, von merkwürdigen Begebenheiten und eigenartigen Menschen zu erzählen. Mit Fritz konnte einem nie fad werden, dafür sorgte, wenn sonst keiner, schon er selbst. Natürlich haben ihn einige Freunde und vor allem die Frauen, mit denen er für befristete Zeit festere Beziehungen einging, vom maßlosen Alkoholkonsum abzubringen versucht, aber nach einiger Zeit waren sie alle von Fritz wieder getrennt und er mit dem Alkohol wieder vereint.

Als er aus dem Postdienst krankheitshalber ausschied, wechselte er als Trinker die Seite und wurde vom Gast zum Beiswirt. Das „Krottach“ in der gleichnamigen Gasse in der Altstadt war noch eine Art von Gesellenstück, mit der „Klause“ am Ursulinenplatz aber dachte er so etwas wie sein Meisterwerk vorzulegen. In gewissem Sinne war die „Klause“, wie Fritz sie führte, ein „soziales Kunstwerk“, das die Menschen einer zerfallenden Gesellschaft im Wirtshaus noch einmal zusammenführte. Wenigstens zeitweise hatte die „Klause“ tatsächlich jene gemischte Gästeschaft, um die es Fritz ging. Da gab es Hackler und Postler, die von der Arbeit nicht gleich nach Hause gehen, sondern den Mühen und Pflichten des Tages abends noch etwas Geselliges, Undiszipliniertes entgegensetzen wollten; da gab es Studenten, Büroangestellte, Beamte, Künstler, Lebenskünstler, gestrandete Existenzen und Angehörige von Sozialberufen, die sich hier nicht in der Pflicht sahen, ein achtsames Auge auf mögliche Klienten von morgen zu haben. Spätabends war es in der „Klause“ oft so dichtgedrängt, dass man das Wort des Nachbarn nur mehr schwer verstehen konnte, und hinter dem Tresen amtierte Fritz, der mir dabei den Eindruck eines Menschen machte, der seinen Ort auf Erden gefunden zu haben schien.

In seinen letzten Lebensjahren wechselte Fritz die Farbe, sein Teint wurde immer dunkler, und das Weiß des Augapfels war gelb geworden. Die Leber konnte die nötige Entgiftung des Körpers nicht mehr bewältigen. Von seinem Äußeren

hätte Fritz jetzt ohne weiteres als Inder durchgehen können, er wusste das und hat mich einmal gefragt, ob er die Klause nicht in „Fritz New Delhi“ umbenennen solle, und über diese Pointe, in der bereits sein eigener Tod beschlossen lag, haben wir miteinander sehr gelacht. Damals gab er gerne das von Claudia Karner verfasste Gstanzl zum Besten: „Fühl mi oiwei maroda,/ oba erst oisa Doda/ sauf i a Soda./ entweder oda!“

Häufig kam er jetzt auf einem alten Fahrrad in sein Wirtshaus gefahren, er hatte Wasser in den Beinen und tat sich schwer mit dem Gehen und dem Stehen. Er kam und setzte sich an den Stammtisch, von dem er sich in den nächsten Stunden kaum mehr erhob. Jetzt hielt er eher Hof, als dass er noch den emsigen, auf das Wohl der Gäste achtenden Wirt gegeben hätte. Er war fast immer müde, sehr müde. Aber nach ein paar Gläsern Bier konnte es geschehen, dass er wieder zu Kräften kam, und nach den ersten Gläsern Wein wieder zum alten Unterhalter wurde. Nach seinem Tod haben manche, die ihn kannten und liebten, behauptet, Fritz wäre „immer gut drauf gewesen“, ein Mensch, den sie niemals schlecht gelaunt erlebt hätten und sich traurig oder deprimiert gar nicht vorstellen konnten.

Jeder mag sich an diesen Menschen mit seinen vielen Facetten so erinnern, wie es ihm richtig erscheint, ich aber habe ihn ganz anders in Erinnerung: Fritz war überhaupt nie „gut drauf“, was er, der über drei Jahrzehnte fast jeden Tag mit einer schweren Verkaterung beginnen musste, auch gar nicht sein konnte. Nein, er war weder gut drauf noch ein lustiger Kerl, im Gegenteil. Er war beständig schlecht drauf, und wie bei vielen Humoristen war auch bei ihm die unheilbare Melancholie der bestimmende Grundzug seines Charakters. Für viele war es lustig, mit ihm zusammen zu sein, er selbst aber war nur selten „lustig“. Witzig, das war er, sehr witzig sogar und, was selten einer zustande bringt, ausdauernd witzig. Und unterhaltsam, denn er mochte es sich nicht zubilligen, die Leute zu langweilen. Er hat uns auch nie gelangweilt. Mit seinem Witz hat er zahllosen Salzburgern das Leben erleichtert, und sein Gelächter hat uns mitgerissen. Aber es war, von Anfang an, ein Gelächter nah dem Abgrund.